

## A poem a day ...

... *keeps the doctor away*

### *Geleitwort zum neuen Cloud-Angebot der GSS*

Liebe Schülerinnen und Schüler,  
liebe Kolleginnen und Kollegen,  
liebe Eltern,

die Osterferien sind vorbei, doch die Einschränkungen der Corona-Pandemie bleiben bestehen.

In diesen Zeiten ist es nicht nur wichtig, körperlich gesund und fit zu bleiben und das neue Regelwerk des sog. Social-Distancing einzuhalten, sondern gerade auch den Geist zu erfrischen.

Damit meine ich in erster Linie nicht das häusliche Lernen, sondern geistige Ausflüge in unbekannte oder wenig vertraute Gebiete.

Für viele sind Gedichte, ja richtig, das sind diese sprachlichen Gebilde, die man gemeinhin unter der Kategorie „Lyrik“ abhandelt, eine rein schulische Angelegenheit, mit der man später im Leben nur noch auf runden Geburtstagen zu tun bekommt; dort meist nur in Form von heiteren hausgemachten Reimen.

Aber Gedichte sind viel mehr.

Sie können erheitern, berühren, schockieren, verwirren, begeistern, belehren, verärgern und erfreuen. Sie können Trost spenden, Fragen beantworten oder auch aufwerfen, Horizonte öffnen, Blickwinkel schärfen, Gedanken in Gang setzen oder einfach nur Spaß machen.

Kurz, sind sie so vielfältig wie das Leben, ja, ich wage zu behaupten, sie sind das Leben in komprimierter Form. Denn Gedichte sind sprachliche und gedankliche **Verdichtungen**, die meisten passen auf eine Din A-4-Seite.

Ab heute (Di. 07.04.20) wird jeden Tag ein neues Gedicht auf der Cloud erscheinen, frei nach dem obigen Motto: *A poem a day keeps the doctor away.*

Ich wünsche allen viel Freude mit den Gedichten, auf dass sie unsere Widerstands- und Genesungskräfte in Gang setzen, denn wir wissen ja, dass alles im Kopf beginnt.

Ihr  
Michael Schwarzkopf

**Gedicht Nr. 37**

Gestern vor 50 Jahren starb vielleicht *die* Dichterin jüdischen Schicksals, **Nelly Sachs (1891 – 1970)**, in Stockholm, wohin sie vor den Nazis geflohen war. Fast auf den Tag genau vor 80 Jahren, am 16. Mai 1940, war ihr zusammen mit ihrer Mutter gerade noch die Flucht gelungen: der Befehl für den Abtransport ins Lager und das Visum für Schweden erreichten sie gleichzeitig. Ihren Geliebten, der 1940 von der Gestapo verhaftet, gefoltert und später ermordet worden war, konnte sie nicht mitnehmen. Eine lebenslang währende Wunde. Nie werden wir erfahren, wer er war, aber ihm, dem „toten Bräutigam“, sind zahlreiche Gedichte gewidmet.

Im Winter 1943/44 beginnt sie die unterbrochene literarische Betätigung wieder aufzunehmen. Zuvor hatte sie ihre lyrischen Fertigkeiten geschärft an Übersetzungen schwedischer Dichter, deren Sprache sie erst mit 50 im Exil erlernte. In den späten 50er Jahren „sickert“ so nach und nach ihr umfangreiches Werk nach Deutschland, unterstützt von Autorenkollegen wie Hans Magnus Enzensberger. Dann schüttet es irgendwann Preise: 1960, der Meersburger Droste-Preis, 1965 der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels und 1966 als erste deutsche Dichterin der Literaturnobelpreis. Aber sie bleibt – skeptisch gegenüber der alten Heimat und immer wieder heimgesucht von Erinnerungen – in ihrem schwedischen Exil, bis sie am 12. Mai 1970, nur ein paar Tage nach Paul Celans Freitod, von dem sie noch erfuhr, stirbt. Erinnern wir uns an sie.

**Geschirmt**

Geschirmt sind die Liebenden  
unter dem zugemauerten Himmel.  
Ein geheimes Element schafft ihnen Atem  
und sie tragen die Steine in die Segnung  
und alles was wächst  
hat nur noch eine Heimat bei ihnen.

Geschirmt sind die Liebenden  
und nur für sie schlagen noch die Nachtigallen  
und sind nicht ausgestorben in der Taubheit  
und des Waldes leise Legenden, die Rehe,  
leiden in Sanftmut für sie.

Geschirmt sind die Liebenden  
sie finden den versteckten Schmerz der Abendsonne  
auf einem Weidenzweig blutend -  
und üben in den Nächten lächelnd das Sterben,  
den leisen Tod  
mit allen Quellen, die in Sehnsucht rinnen.

Nelly Sachs

**Gedicht Nr. 36**

Das Schöne an der Poesie, an der Kunst überhaupt, ist, dass man sie nicht „verstehen“ muss, um sie genießen zu können. Manchmal reicht es einfach, sich vom Sog der Worte, der Bilder, tragen zu lassen. Da ist diskursives Verständnis gar nicht nötig. Allein ein Wort wie „Fegefeuerknospe“ kann einen über mehrere Tage hinweg tragen.

Wenn man sich ein wenig mit dem Leben und Werk der Österreicherin **Christine Lavant (1915 – 1973)** – eigentlich Habernig, geb. Thonhauser, ihr Pseudonym ist der Fluss ihrer Heimat – beschäftigt, dann ahnt man, wie sehr die Nacht sie begleitet hat und wie sehr die Zunge von „ganz innen drin“ sie getragen haben muss, durch ein Leben, das an Schwere seinesgleichen sucht. Hier nur ein paar Schlaglichter: geboren als neuntes Kind einfacher Leute in ärmlichen Verhältnissen, an Skrofulose erkrankt, die ihr Gehör und Sehvermögen stark schädigt, 1924 wird ihr Augenlicht knapp gerettet, 1927 Lungentuberkulose, Behandlung mit hoch dosierten Röntgenstrahlen, die sie zwar retten, aber Brust, Hals und Gesicht verbrennen, daraus resultierende starke Temperaturempfindlichkeit, Abbruch der Hauptschule aus gesundheitlichen Gründen ohne Abschluss. Keine Berufsausbildung, weil das Lehrgeld fehlt, 1931 Rückkehr in elterliche Enge, Beginn des fast schon besessenen Schreibens. 1935 Suizidversuch infolge körperlicher und seelischer Instabilität, daraufhin Aufenthalt in der „Landes-Irrenanstalt“, abgestempelt als „Verrückte“. Findet trotzdem in dem Landschaftsmaler Josef Habernig Stütze und Halt in einer Ehe. Vernichtung aller Manuskripte und vollständiger Rückzug aus Angst vor den Euthanasie-Aktionen der Nazis in Kärnten. Nach 1945 entsteht ein einzigartiges literarisches Werk mit mehr als 1700 Gedichten und 1200 Seiten Prosa. Als 1963 ihr 30 Jahre älterer Ehemann einen Schlaganfall erleidet, bricht auch sie zusammen und erlebt zahlreiche Krankenhausaufenthalte bis zu ihrem Tod.

Es ist erstaunlich wie viel Kreativität sich in diesem Leben zwischen Nacht und Nacht, auch das Gedicht wird ja von ihr eingefasst, Bahn gebrochen hat. Einer der bestdotierten österreichischen Literaturpreise ist nach ihr benannt.

Frag nicht, was die Nacht durchschneidet,  
denn es ist ja meine Nacht  
und mein großer Pfauenschrei  
und ganz innen drin die Zunge  
mit der Botschaft nur für mich.  
Selbst wenn morgen dann die Sonne  
ganz erschöpft und fast verwachsen  
mit der Fegefeuerknospe  
rasten will, wird sie vertrieben –  
denn es ist ja meine Knospe  
auf dem Rücken meines Steines  
und für meine nächste Nacht.

Christine Lavant

**Gedicht Nr. 35**

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht bei dem folgenden Gedicht. Aber ich sehe einen Basketball vor mir, der seinen Bogen durch die Luft beschreibt, um dann auf dem kreisrunden Rand des Korbes zu tänzeln, hoffnungsfroh oder schreckensreich, um dann schließlich herunterzufallen in die Hände des Verteidigers.

Wie dem auch sei, selten dürfte der Weg des Balls durch die Luft von der einen zur anderen Hand so poetisch Ausdruck gefunden haben, wie in diesem Gedicht von **Rainer Maria Rilke (1875 – 1926)**, der damit beweist, dass wirklich alles und jedes zum Gegenstand eines Gedichts und damit zu einem Lebewesen aus dem Reich der Poesie werden kann.

Wäre vielleicht etwas für den Fächer verbindenden Unterricht Sport und Deutsch oder die Sporttheorie: Flugbahnen errechnen mit poetischen Mitteln.

Wie dem auch sei: Am Ende dieser Woche erwartet uns ja – vielleicht – ein ganz anderer Ball und das Fußballgedicht ist auch schon abgetippt, versprochen. Aber bis dahin lassen wir uns von Rilke verzaubern.

**Der Ball**

Du Runder, der das Warme aus zwei Händen  
im Fliegen, oben, fortgibt, sorglos wie  
sein Eigenes; was in den Gegenständen  
nicht bleiben kann, zu unbeschwert für sie,

zu wenig Ding und doch noch Ding genug,  
um nicht aus allem draußen Aufgereihten  
unsichtbar plötzlich in uns einzugleiten:  
das glitt in dich, du zwischen Fall und Flug

noch Unentschlossener: der, wenn er steigt,  
als hätte er ihn mit hinaufgehoben,  
den Wurf entführt und freilässt –, und sich neigt  
und einhält und den Spielenden von oben  
auf einmal eine neue Stelle zeigt,  
sie ordnend wie zu einer Tanzfigur,

um dann, erwartet und erwünscht von allen,  
rasch, einfach, kunstlos, ganz Natur,  
dem Becher hoher Hände zuzufallen.

Rainer Maria Rilke





## Gedicht Nr. 33

Ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber ich lese sehr gerne Interviews. Gut gestellte Fragen, Fragen, die das zuvor Gesagte aufnehmen und weiterführen, können ein Gespräch entstehen lassen, das oft mehr aussagt, als ein wohlgeformter und abgezirkelter Essay. Dieses Interview aus dem Jahre 1962 ist irgendwie anders. Wir erfahren nichts von den Fragen, aber die Antworten, die suggeriert werden, lassen Fragen erwarten, die an die wirklich wichtigen Themen zu rühren scheinen. Und wer fragt da eigentlich? „Wenn er kommt, der Besucher“ lässt auf einen potentiellen Gast schließen, der eine Autorität zu besitzen scheint, die über die benannte Neugier hinausgeht, denn die uns unterstellten Antworten haben Bekenntnischarakter. Und es sind tatsächlich wir selbst, die da gefragt werden oder würden, wenn er denn kommt.

**Marie Luise Kaschnitz (1901 – 1974)**, die große Dame der deutschen Lyrik der 50er und 60er Jahre, wendet hier nur einen geschickten Trick an, denn wahrscheinlich steckt der Interviewer in uns selbst und macht sich irgendwann einmal bemerkbar, früher oder später, da muss gar nicht die oft beschworene Midlife-Crisis herhalten. Irgendwann muss man sich selbst gegenüber, seinen Träumen, Möglichkeiten, Wünschen und Glaubenssätzen gegenüber, Rechenschaft ablegen. Da mögen heutige Leser\*innen andere Inhalte als überflüssig etikettieren, es wird um Haben oder Sein gehen. Und welche Antwort wir da geben werden, auch das ist noch „offen“.

### Interview

Wenn er kommt, der Besucher,  
 Der Neugierige und dich fragt,  
 Dann bekenne ihm, dass du keine Briefmarken sammelst,  
 Keine farbigen Aufnahmen machst,  
 Keine Kakteen züchtest.  
 Dass du kein Haus hast,  
 Keinen Fernsehapparat,  
 Keine Zimmerlinde,  
 Dass du nicht weißt,  
 Warum du dich hinsetzt und schreibst,  
 Unwillig, weil es dir kein Vergnügen macht.  
 Dass du den Sinn deines Lebens immer noch nicht  
 Herausgefunden hast, obwohl du schon alt bist.  
 Dass du geliebt hast, aber unzureichend,  
 Dass du gekämpft hast, aber mit zaghafte Armen.  
 Dass du an vielen Orten zuhause warst,  
 Aber ein Heimatrecht hast an keinem.  
 Dass du dich nach dem Tode sehnst und ihn fürchtest.  
 Dass du kein Beispiel geben kannst als dieses:

Immer noch offen.

Marie Luise Kaschnitz

## Gedicht Nr. 32

**Inventur**

Dies ist meine Mütze,  
dies ist mein Mantel,  
hier mein Rasierzeug  
im Beutel aus Leinen.

Konservenbüchse:  
Mein Teller, mein Becher,  
ich hab in das Weißblech  
den Namen geritzt.

Geritzt hier mit diesem  
kostbaren Nagel,  
den vor begehrlichen  
Augen ich berge.

Im Brotbeutel sind  
ein Paar wollene Socken  
und einiges, was ich  
niemand verrate,

so dient es als Kissen  
nachts meinem Kopf.  
Die Pappe hier liegt  
zwischen mir und der Erde.

Die Bleistiftmine  
lieb ich am meisten:  
Tags schreibt sie mir Verse,  
die nachts ich erdacht.

Dies ist mein Notizbuch,  
dies meine Zeltbahn,  
dies ist mein Handtuch,  
dies ist mein Zwirn.

Der 8. Mai 1945, der Tag der bedingungslosen Kapitulation der Deutschen Wehrmacht, jährt sich heuer zum 75. Mal. Viele Gedichte und Prosatexte beschäftigen sich mit diesem Datum bzw. den Folgen des Krieges. Ich habe mich für einen Text entschieden, der aus verschiedenen Gründen berühmt geworden ist, weil er sowohl eine poetische als auch eine biografische Zäsur bedeutet, nicht nur im Leben seines Autors **Günter Eich (1907 – 1972)**. „Inventur“ meint als Begriff aus dem Handelsrecht die Aufnahme von Vermögen und Schulden, laufend oder zu einem Stichtag. Der Stichtag von Eich war die Entlassung aus der amerikanischen Kriegsgefangenschaft im Sommer 1945. Das Gedicht wurde zuerst 1947 veröffentlicht und ist vollkommen frei von jeglichem Pathos, das viele Texte der frühen Nachkriegsliteratur durchzog. Hier wird ganz sachlich festgehalten, was da ist. Der Autor ist – auch durch die Erfahrungen seiner eigenen biografischen Verfehlungen während des III. Reiches – am Nullpunkt angekommen ist. Ganz auf sich zurückgeworfen, alle von sich abschirmend definiert er sich durch die Habseligkeiten seines Besitzes. Immerhin entstehen des Nachts Verse wie diese, die einen lakonischen Neuanfang auch der durch die Nazis vergewaltigten deutschen Sprache und Dichtung andeuten. Wollen wir hoffen, dass wir nie wieder mit so wenig neu beginnen müssen.

Günter Eich

**Gedicht Nr. 31**

Nachdem mit Goethe gestern einer der bekanntesten Dichter der Neuzeit zu Worte kam, machen wir heute einen gewaltigen Sprung zurück in der Zeit und lassen den vielleicht berühmtesten Dichter des Mittelalters zu Wort kommen: **Walther von der Vogelweide (um 1170 – um 1230)**. Dieser schrieb in Mittelhochdeutsch, einer Sprachform des Deutschen, die uns zwar durchaus vertraut, aber trotzdem nur schwer verständlich erscheint. Also müssen wir uns einer Übersetzung bedienen, was ja immer nur eine Annäherung bedeuten kann.

Von heute aus betrachtet geht es in diesem Gedicht um eine ausgewachsene Midlife-Crisis, in der sich das lyrische Ich ängstlich fragt, wohin denn all die Jahre verfliegen seien, die doch noch eben das Leben ausmachten. Da fühlt man sich wie 25, ist aber schon 50. Und wenn man das Gewicht dieser Wahrheit zugelassen hat, dann sieht man sich und alles andere in einem neuen, alles verfremdenden Licht: Nichts will mehr passen. Und wo sind all die schönen Tage hin?

Von heute aus betrachtet... Das Gedicht selbst ist wesentlich länger und bedient sich im Original nicht zufällig des Versmaßes des wesentlich früher entstandenen Nibelungenliedes. Walther benutzt hier die melancholische Rückschau nicht nur, um diesem Gefühl Ausdruck zu verleihen, sondern auch um einen politischen Auftrag zu erfüllen: Er wirbt für die Teilnahme am Kreuzzug Friedrichs II. Deshalb auch der kunstvolle Rückgriff auf die Form des bekannten Heroenliedes. (Aber den Teil habe ich mal einfach unterschlagen...)

Es gibt unzählige Übersetzer, die aus ihrer Zeit heraus versucht haben, den fremden Versen dieser lang vergangenen Epoche hinüberzuhelfen in ihre eigene: Uhland, Simrock, Wapnewski usw.

Peter Rühmkorf, selbst ein Könnler auf dem Gebiet der Lyrik, macht sich frei von philologischen Spitzfindigkeiten und transportiert den Text in die Moderne, ohne ihm den Rhythmus und die Melancholie zu nehmen. Wer will, kann sich auf der nächsten Seite mit dem Original davon überzeugen.

Wohin sind sie geflogen alle meine Jahr?  
 War mein Leben gelogen oder ist es wahr?  
 Was ich einst wähnte, es wäre – gab es das überhaupt?  
 Oder hab ich geschlafen und einem Traum geglaubt?  
 Nun bin ich aufgewacht und ist mir unbekannt:  
 Was mir so vertraut war wie meine Hand.  
 Land und Leute, wo ich meine Kindheit verbracht,  
 sehen mich an, als hätt ich sie mir nur ausgedacht.  
 Die sich meine Freunde nannten, sind blöde, sind alt.  
 Plattgewalzte Felder – gerodeter Wald...  
 Wenn da nicht noch Wasser strömte wo es immer floss,  
 wahrlich, mein Unglück schiene übergangslos.  
 Wieder ging einer vorüber, der wusste mal, wer ich war.  
 Die Welt ist allenthalben unberechenbar.  
 Manche schönen Tage gehen mir noch durch den Sinn  
 Wie ein Schlag ins Wasser sind sie dahin.  
 Immerdar oweh!

Walther von der Vogelweide  
*Übersetzung: Peter Rühmkorf*

Owê war sint verschwunden  
ist mir mîn leben getroumet,  
daz ich ie wânde ez wære,  
dar nâch hân ich geslâfen  
nû bin ich erwachet,  
daz mir hie vor was kündic  
liut unde lant, dar inn ich  
die sint mir worden frömde  
die mîne gespilen wâren,  
bereitet ist daz velt,  
wan daz daz wazzer fliuzet  
für wâr mîn ungelücke  
mich grüezet maneger trâge,  
diu welt ist allenthalben  
als ich gedenke an manegen  
die mir sint enpfallen  
iemer mêre owê

alliu mîniu jâr!  
oder ist ez wâr?  
was daz allez iht?  
und enweiz es niht.  
und ist mir unbekant  
als mîn ander hant.  
von kinde bin erzogen,  
reht als ez sî gelogen.  
die sint träge unt alt.  
verhouwen ist der walt:  
als ez wîlent flôz,  
wânde ich wurde grôz.  
der mich bekande ê wol.  
ungenâden vol.  
wünneclîchen tac,  
als in daz mer ein slac,

Walther von der Vogelweide

**Gedicht Nr. 30**

Man mag es Ironie des Schicksals nennen, dass ausgerechnet so ein kleines Wesen wie ein Virus der Menschheit, die sich ja so gerne als Krönung der Schöpfung begreift, ihre Grenzen aufzeigt. Da ist es wohl an der Zeit, sich wieder auf die berühmten Verse eines der ganz großen Namen zu erinnern, den selbst diejenigen kennen, die mit Lyrik, ja mit Literatur überhaupt nichts zu tun haben (wollen). **Johann Wolfgang von Goethe (1749 – 1832)** hat gekonnt wie kaum ein zweiter die Grenzen der Menschheit in seinem gleichnamigen, um 1780 entstandenen Gedicht besungen.

**Grenzen der Menschheit**

Wenn der uralte,  
Heilige Vater  
Mit gelassener Hand  
Aus rollenden Wolken  
Segnende Blitze  
Über die Erde sät,  
Küss ich den letzten  
Saum seines Kleides,  
Kindliche Schauer  
Treu in der Brust.

Denn mit Göttern  
Soll sich nicht messen  
Irgendein Mensch.  
Hebt er sich aufwärts  
Und berührt  
Mit dem Scheitel die Sterne,  
Nirgends haften dann  
Die unsichern Sohlen,  
Und mit ihm spielen  
Wolken und Winde.

Steht er mit festen,  
Markigen Knochen  
Auf der wohlgegründeten  
Dauernden Erde,  
Reicht er nicht auf,  
Nur mit der Eiche  
Oder der Rebe  
Sich zu vergleichen.

Was unterscheidet  
Götter von Menschen?  
Dass viele Wellen  
Vor jenen wandeln,  
Ein ewiger Strom:  
Uns hebt die Welle,  
Verschlingt die Welle  
Und wir versinken.

Ein kleiner Ring  
Begrenzt unser Leben  
Und viele Geschlechter  
Reihen sie dauernd  
An ihres Daseins  
Unendliche Kette.

**Gedicht Nr. 29**

Um die Wirkung des heutigen Gedichts ganz auszukosten, muss man es wahrscheinlich laut lesen. Im Ton eines Nachrichtensprechers. Oder eines Talkshow-Gastgebers. Oder noch besser: eines Politikers auf einer Pressekonferenz. Wir haben sie ja gerade allgegenwärtig im Ohr, diese Floskeln der Null-Mitteilungen, der Labyrinth-Sätze, aus denen man keinen Ausweg findet, geschweige denn einen Sinn.

Aphasie ist ja einerseits ein medizinischer Begriff und bezeichnet den Verlust des Sprechvermögens oder Sprachverständnisses infolge einer Erkrankung des Sprachzentrums im Gehirn. Das würde uns schon weiterhelfen. Aber viel interessanter ist die philosophische Konnotation. Da bedeutet Aphasie „Urteilsenthaltung gegenüber Dingen, von denen nichts Sicheres bekannt ist“. Und dann merkt man, wie genial und hintersinnig der kleine Text von **Karin Kiwus (\*1942)** ist, wie genau sie zugehört und sich gleichzeitig ver-hört hat. Und möchten wir nicht alle, die Probleme einmal einem „Begattungsinstitut“ übergeben, auf dass deren Lösungen endlich Früchte tragen? Vor dem Hintergrund der heutigen globalen Situation erscheint der Text von 1979 geradezu prophetisch.

**Aphasisches Ende**

Wenn keine weiteren  
Mordmeldungen  
vorliegen möchten wir nun  
angesichts der näherrückenden  
Geiherstunde  
unsere Diskussion  
über die nötigen  
Schreiräume  
in einer Gesellschaft  
verenden und abschließend  
feststellen dass alle zunächst  
überredensgroß  
erscheinenden Probleme  
doch noch gelöst  
und sozusagen einem  
Begattungsinstitut  
übergeben werden konnten

Karin Kiwus

## Gedicht Nr. 28

Heute klau ich ausnahmsweise einmal. Im Magazin der *Süddeutschen Zeitung* findet sich seit einiger Zeit wöchentlich ein lyrischer Text des deutschen Verlegers, Schriftstellers, Dichters und Übersetzers **Michael Krüger (\*1943)**, der aus seiner überlebensnotwendigen totalen Isolation heraus die Zeit der Corona-Krise, die auf besondere Weise auch seine eigene Krise geworden ist, sprachlich und gedanklich begleitet und kommentiert. Ich zitiere aus der Einleitung des Magazins: „Als die Viren-Katastrophe über uns kam, begann Michael Krüger gerade eine Therapie gegen seine Leukämie. Und weil seine Immunabwehr auf null steht und ihn ein ferner Huster aus den Schuhen kippen würde, muss er sich von Menschen fernhalten. Er lebt mit seiner Frau in einem Holzhaus am Rande eines Dorfes in der Nähe des Starnberger Sees. Die Post (und die Zeitung) liegt zwei Tage im Freien, bevor sie im Backofen bei hundert Grad von allen Infektionen gereinigt wird, die Lebensmittel werden geliefert, eine Freundin aus dem Dorf geht zur Apotheke, um die Massen von Pillen einzukaufen.“ Lesen Sie heute seinen vierten lyrischen „Bericht“:

### Im Wald, im Holzhaus (4)

Alles, was ich durch mein Fenster sehen kann:  
Eine Sonntagsidylle unter blauem Himmel,  
Kinder im Schafspelz geben den Pferden Zucker,  
was früher streng verboten war.  
Ferien auf dem Ponyhof,  
der Tod reitet mit ohne Sattel und Zaumzeug.

Ich muss leise sprechen, damit die Fliegen  
mich hören. Sie werfen einen weißen Schatten,  
der ängstlich über mein Fenster flattert.  
Jetzt fallen die ersten Schmetterlinge aus dem Nichts  
auf mein schräges Fenster, die Vögel folgen.  
Die Sonne bleicht die Bücher auf dem Fensterbrett.

Viele der größten Dummheiten haben sich  
über kurz oder lang als klug erwiesen,  
hat ein Weiser gesagt. Aber wer ist es gewesen?  
Meine Erinnerung ist ein Scherbenhaufen,  
der sich nicht mehr in Form bringen lässt.  
Ich picke einige Stücke heraus, halte sie  
gegen das Fenster, ins Licht, und staune  
über den Reichtum, den Glanz, die Pracht.  
Aber es gibt keinen Anschluss, keine Fortsetzung,  
kein „Bild“: die Arglosigkeit, mit der unser Weltbild  
aufgebaut war und jetzt einzuknicken beginnt.  
Ich stehe unter Quarantäne,  
mein Immunsystem hat seine guten Tage  
hinter sich. Man muss täglich neue Wörter lernen,  
heute: Herdenimmunität. Mal sehen, wie lange  
es sich hält. Firmament sagt auch keiner mehr.

Raus aus der Einfältigkeit, der unergründlichen Trauer!  
Ich muss den Zaun flicken, bevor ich sterbe.  
Da, wo der Efeu ihn nicht zusammenhält,  
ist das Röhricht gebrochen. Die knallblauen Krokusse  
auf der Wiese sehen aus wie ein Ekzem.  
Mit großer Mühe werde ich wieder zum Anfänger  
und preise das Unkraut, die nützlichen Idioten,  
die das Leben im Garten am Laufen halten.  
Das mit der Dummheit hat meine Großmutter gesagt,  
Wittgenstein muss es von ihr geliehen haben,  
dagegen ist nichts zu sagen.

Michael Krüger

**Gedicht Nr. 27**

„Eskapismus“ ist laut Fremdwörter-Duden die „Flucht vor der Wirklichkeit und den realen Anforderungen des Lebens in eine imaginäre Scheinwirklichkeit“; somit also eine Haltung, die wohl nachvollziehbar, aber nicht gut angesehen ist, gerade und vor allem in Zeiten der Orientierung(slosigkeit) und Krise. Gerade Jugendlichen, die mit ihrem Leben nichts so recht anzufangen zu wissen scheinen, schallt dieser Vorwurf des Öfteren entgegen.

Nun gibt es einen berühmt-berüchtigten Erziehungsratgeber in Versform aus dem Jahr 1844, den „Struwelpeter“ des Arztes und Psychiaters Heinrich Hoffmann. Viele von uns werden die leicht gruseligen Gedichte vom Suppenkaspar, Hanns-Guck-in-die Luft, Zappel-Phillip und dem bösen Friedrich als Zeugen längst überwundener Schwarzer Pädagogik abtun, aber die Geschichten haben gerade aus der zeitlichen Entfernung ihren eigenen Reiz, besonders wenn man sie gegen den Strich liest, wie das ein berühmter Gegen-den-Strich-Leser des deutschen Kulturbetriebs hier tut: **Hans Magnus Enzensberger (\*1929)**, polyglotter Querdenker, Übersetzer, Essayist, Lyriker, Schriftsteller, Herausgeber und Tausendsassa und mittlerweile mit seinen über 90 Jahren Angehöriger der Hochrisikogruppe, war schon immer gut für unberechenbare neue Perspektiven. Hier benutzt er den Fliegenden Robert aus dem „Struwelpeter“, der es sich im Original trotz des Verbots nicht nehmen lässt, bei Sturm und Regen vor die Tür zu gehen, und den zur Strafe der Wind bei seinem geöffneten Regenschirm packt und auf Nimmer-Wiedersehen davonträgt, um eine ganz und gar subversive Saat zu säen, die den Realisten, Helikoptereltern und Besserwissern eine Nase dreht und sich vom „Sauwetter“ des Wohlanständigen und Berechenbaren befreit, wohlwissend, dass sie als schlechtes Vorbild Unsterblichkeit erreichen und vielleicht auch aufgehen wird in manch bürgerlichem Haus mit doppelverglasten Fenstern.

**Der Fliegende Robert**

Eskapismus, ruft ihr mir zu,  
vorwurfsvoll.  
Was denn sonst, antworte ich,  
bei diesem Sauwetter! –,  
spanne den Regenschirm auf  
und erhebe mich in die Lüfte.  
Von euch aus gesehen,  
werde ich immer kleiner und kleiner,  
bis ich verschwunden bin.  
Ich hinterlasse nichts weiter  
als eine Legende,  
mit der ihr Neidhammel,  
wenn es draußen stürmt,  
euren Kindern in den Ohren liegt,  
damit sie euch nicht davonfliegen.

Hans Magnus Enzensberger

## Gedicht Nr. 26

Gedichte kennen grundsätzlich keine Tabus. Und so wollen wir uns vorsichtig einem Thema nähern, das uns alle betrifft und mit dem wir in diesen Zeiten immer wieder konfrontiert werden: dem Tod. Heutzutage gilt die Amerikanerin **Emily Dickinson (1830 – 1886)** als eine der größten Lyriker\*innen nicht nur des 19., sondern wegen ihrer Schreibweise auch des 20. Jahrhunderts. Zu ihren Lebzeiten wurden nur rund sieben Gedichte veröffentlicht, doch erst eine dreibändige kritische Gesamtausgabe aus dem Jahre 1955 förderte die inhaltliche, formale und auch rein numerische Fülle ihres Werks zu Tage: 1775 titellose Gedichte umfasst ihr Oeuvre, das sich in seiner Sprödigkeit und formaler Zurückhaltung den Traditionen ihres Jahrhunderts verweigert. Nicht wenige Gedichte kreisen um den Tod, wobei der eigene Tod ihr weit weniger schreckhaft erschien als der Tod ihr nahestehender Menschen. Ersteren stellte sie nicht selten als Liebhaber oder höflichen Gastgeber dar, wie in diesem Gedicht mit der Nr. 479. Hier kommt der Tod vorbei und lädt zu einer Kutschfahrt ein, an deren Ende dem lyrischen Ich erst klar wird, dass die Fahrtrichtung die „Ewigkeit“ zum Ziel hatte. „Because I could not stop for Death – / He kindly stopped for me –“ klingt so zärtlich, dass man fast mit einsteigen möchte. Wie immer erst die Übersetzung und dann das Original.

Weil ich beim Tod nicht halten konnt –  
 Stand freundlich er bereit –  
 Die Kutsche trug Uns beide nur –  
 Und die Unsterblichkeit –

Gemächlich ging's – Ihm eilt es nicht –  
 Und ich tat ab von mir  
 Mein Mühen und mein Müßiggehn,  
 Da Er so höflich war –

Am Schulhof, wo die Kinderschar  
 In Pausenspielen – rang –  
 Vorbei – es Starrt das Korn – vorbei  
 Am Sonnenuntergang –

Vielmehr – Der ging an Uns vorbei –  
 Der Tau fiel schauernd Kühl –  
 Nur ein Gespinst war mein Gewand –  
 Mein Umhang – bloß aus Tüll –

Wir machten Halt vor einem Haus  
 Das wölbte sich im Grund –  
 Das Dach war kaum zu sehn – Gesims  
 Lag tief schon unterm Grund –

Jahrhunderte ist's her – und scheint  
 Doch kürzer als die Zeit  
 Da ich drauf kam – die Pferdeköpfe  
 Sehn Richtung Ewigkeit –

Emily Dickinson  
 Übersetzung: Gunhild Kübler

Because I could not stop for Death -  
He kindly stopped for me -  
The Carriage held but just Ourselves -  
And Immortality.

We slowly drove - He knew no haste  
And I had put away  
My labor and my leisure too,  
For His Civility -

We passed the School, where Children strove  
At Recess - in the Ring -  
We passed the Fields of Gazing Grain -  
We passed the Setting Sun -

Or rather - He passed Us -  
The Dews drew quivering and Chill -  
For only Gossamer, my Gown -  
My Tippet - only Tulle -

We paused before a House that seemed  
A Swelling of the Ground -  
The Roof was scarcely visible -  
The Cornice - in the Ground -

Since then - 'tis Centuries - and yet  
Feels shorter than the Day  
I first surmised the Horses' Heads  
Were towards Eternity -

Emily Dickinson

## Gedicht Nr. 25

Der Tag der Arbeit! Was liegt da näher, als ein Gedicht auszuwählen, das sich mit den Belangen der arbeitenden Bevölkerung beschäftigt. Andererseits hat sich in den letzten Jahrzehnten die Arbeitswelt dermaßen verändert, dass viele schon davon sprechen, dass es gar keine Arbeiter mehr gäbe. Die Gewerkschaften und die SPD können ein Lied davon singen.

Andererseits hat gerade die Corona-Krise gezeigt, wie sehr auf einmal die sogenannten „einfachen Leute“ den Karren am Laufen halten: Spediteure, Angestellte der Lebensmittelbranche, das Pflegepersonal in den Altenheimen und Krankenhäusern, die PaketzustellerInnen, die Müllentsorgung... Da kommt man schon mal ins Grübeln, vor allem wenn man sich vor Augen hält, unter welchen Umständen und mit welcher Bezahlung diese jetzt beklatschten, aber sonst oft genug schlecht bezahlten und behandelten Menschen ihrer Arbeit nachgehen. Mir fällt da ein Gedicht von einem Klassiker deutscher Lyrik ein, der in unserer kleinen Anthologie nicht fehlen darf: **Bertolt Brecht (1898 – 1956)**. Sein Gedicht ist ebenfalls ein Klassiker, stand schon in den Schulbüchern meiner Jugend, aber da es in heutigen Editionen fast nicht mehr vorkommt, lohnt es sich, es wieder einmal zum Tag der Arbeit hervorzuholen.

### Fragen eines lesenden Arbeiters

Wer baute das siebentorige Theben?  
 In den Büchern stehen die Namen von Königen.  
 Haben die Könige die Felsbrocken herbeigeschleppt?  
 Und das mehrmals zerstörte Babylon –  
 Wer baute es so viele Male auf? In welchen Häusern  
 Des goldstrahlenden Lima wohnten die Bauleute?  
 Wohin gingen an dem Abend, wo die Chinesische Mauer fertig war  
 Die Maurer? Das große Rom  
 Ist voll von Triumphbögen. Wer errichtete sie? Über wen  
 Triumphierten die Cäsaren? Hatte das vielbesungene Byzanz  
 Nur Paläste für seine Bewohner? Selbst in dem sagenhaften Atlantis  
 Brüllten in der Nacht, wo das Meer es verschlang  
 Die Ersaufenden nach ihren Sklaven.

Der junge Alexander eroberte Indien.  
 Er allein?  
 Cäsar schlug die Gallier.  
 Hatte er nicht wenigstens einen Koch bei sich?  
 Philipp von Spaniern weinte, als seine Flotte  
 Untergegangen war. Weinte sonst niemand?  
 Friedrich der Zweite siegte im Siebenjährigen Krieg. Wer  
 Siegte außer ihm?

Jede Seite ein Sieg.  
 Wer kochte den Siegeschmaus?  
 Alle zehn Jahre ein großer Mann.  
 Wer bezahlte die Spesen?

So viele Berichte.  
 So viele Fragen.

Bertolt Brecht

**Gedicht Nr. 24**

Unzählige Gedichte thematisieren das wichtigste Thema der Menschheit: die Liebe. Denn seien wir mal ehrlich: Wahrscheinlich kann man alles Streben der Menschen letztendlich auf die Suche nach Liebe zurückführen.

Liebesgedichte gibt es wie Sand am Meer. Auch qualitativ gibt es da in beide Richtungen nur eine offene Richterskala. Da fällt die Auswahl schwer.

Kürzlich ist mir wieder ein Text von **Reiner Kunze (\*1933)** vor meine suchenden Augen gekommen, der es schafft, in klaren Worten, fast schon sachlich, trotzdem einen hohen Grad an Poesie und Zärtlichkeit einzufangen, um etwas darzustellen, das ich uns allen wünsche: das vertrauensvolle Zusammenleben durch alle Misslichkeiten des Lebens hindurch.

Mit seiner Metapher von der Bootsfahrt nimmt er dabei sicherlich nicht zufällig Bezug auf ein berühmtes Liebesgedicht des 19. Jahrhunderts von Conrad Ferdinand Meyer: „Zwei Segel“.

Während Meyer das harmonische Ineinandergreifen zweier Segel beschwört, setzt Kunze einen ganz anderen Akzent und rettet die Bootsmetapher mühelos ins 20., wenn nicht gar ins 21. Jahrhundert.

Rudern zwei  
ein boot,  
der eine  
kundig der sterne,  
der andre  
kundig der stürme,  
wird der eine  
führn durch die sterne,  
wird der andere  
führn durch die stürme,  
und am ende, ganz am ende  
wird das meer in der erinnerung  
blau sein.

Reiner Kunze

## Gedicht Nr. 23

Europa tut sich ja immer wieder schwer mit Entscheidungen. Man muss schließlich viele Stimmen unter einen Hut bringen. Aber in dieser Krise wird sich erneut zeigen, ob Europa mehr ist als ein Wirtschaftsverbund, mit dem alles ja begann.

Man hat es nicht immer leicht mit Europa, und so ist sicherlich auch das Eröffnungsgedicht von **Nora Bossongs (\*1982)** Gedichtband *Kreuzzug mit Hund* aus dem Jahre 2018 ein zwiespältiger Seufzer: liebevoll oder erschöpft oder gar wehleidig? Ihr kleiner, aber feiner Text ist jedenfalls gespickt mit mythologischen und politischen Anspielungen, die sich nicht immer sofort eröffnen. Wer die griechische Mythologie kennt, kennt die Geschichte mit Gottvater Zeus und der Königstochter Europa. Und die Brüsseler Spitze kann sich jedem Tagesschau-Seher erschließen. Aber die „Sumpfdotterblume“! Sie kommt überall in Europa vor, lese ich in einem Gartenratgeber. Aha, und sie benötigt viel Feuchtigkeit; nun, da kann es jetzt problematisch werden, in Zeiten der Klimaerwärmung. Auch ist sie unter dem Namen Kuhblume bekannt. Liegt da eine Fährte zur mythologischen Geschichte um den Stier Zeus und die Dame Europa? Oder klingt ihr Name einfach so bieder, dass er den kleinsten gemeinsamen Nenner dieses Vielvölker-Panoptikums bildet? Wer weiß?

Auf jeden Fall hat der Rezensent der *SZ* Recht, wenn er betont, dass sich die Anrufung Europas „als wohlwollende Kapitulation lesen“ ließe, „womöglich aber auch als Mahnung, über all die Hoffnung auf eine bessere Zukunft das Handeln nicht zu vergessen. Es ist, mit einem Wort, kompliziert.“

Gestern war in den Feuilletons der Tageszeitungen zu lesen, dass Nora Bossong den diesjährigen Thomas-Mann-Preis erhält für „ihre große sprachliche Virtuosität“. Ihr Roman *Gesellschaft mit beschränkter Haftung* (2012) wurde sogar mit den *Buddenbrooks* verglichen. Wir gratulieren!

### Ach Europa,

auch nur dieses kleine, gerüttelte Wiesending, Königstochter mit einer panischen Angst vor Stieren, wer nimmt ihr das übel nach alldem. Kriege hatte sie wie andere Leute Erkältungen. Eine Schürze voller Länder über die Ebene geschüttelt, Babel an jedem Grashalm errichtet, Verwaltungschaos drapiert in Brüsseler Spitze. Ein Panoptikum aus Irren und Ehrenbürgern, Bagatellen und bösen Geistern. Die Sumpfdotterblume wäre die sichere Wahl, doch irgendetwas liegt uns an ihr, Europa, dieser verschreckten Zwergin am Ende der Welt. Wir muntern sie auf und betuern, dass es einmal gut ausgeht mit ihr.

Nora Bossong

## Gedicht Nr. 22

Lyrik ist bei Schüler\*innen nicht sonderlich beliebt. Aber es gibt einen Moment im Leben jedes/r Schüler\*in, den alle Deutschlehrer\*innen mit einer gewissen Genugtuung erleben, nämlich der, wenn sie erkennen müssen, dass sie, ohne es zu wissen, schon seit langem lyrische Texte freiwillig in ihrer Freizeit „konsumieren“. Das ist der Moment, in dem sie erfahren, dass Lied- und Songtexte nichts anderes als Gedichte sind, denen Musik hinzugefügt wurde. Und seit Bob Dylan den Literaturnobelpreis erhalten hat, ist dieses Wissen quasi Allgemeingut.

In diesem Jahr wollte die Band **Einstürzende Neubauten** ihr 40jähriges Jubiläum feiern, was, wie so vieles, verschoben wurde. In ihren Anfängen war die Band eine der lautesten der Welt, weil sie unter anderem auf Schrott und Alltagsgegenständen Musik machten, auch schon mal mit Pressluftbohrer und Kreissäge. Frei nach dem Motto: Ein Künstler sollte die Zeit, in der er lebt, kommentieren, benutzten sie die Materialien ihrer Berliner Umgebung: Beton, Eisen, Stahl, Elektrizität. Bei all dem Krach konnte man leicht überhören, dass Sänger und Texter **Blixa Bargeld (\*1959)** ein belesener Romantiker (im literarischen Sinne) ist, der teilweise hochpoetische Texte ins Mikrophon singt, kreischt, flüstert und schreit. Der Song „Was ist ist“ von 1996 führt uns die (politische) Kraft der Imagination und Vorstellungskraft vor Augen, sich über die Faktizität der Realität zu erheben und etwas entstehen zu lassen, das noch nicht ist: „Nur was nicht ist ist möglich“. Dabei nimmt Bargeld Abschied von der herkömmlichen Form botschaftsüberladener politischer Texte und Zuflucht zu einer Art bürokratischem Formular mit Leerstellen (die Auslassungspunkte im Text!), in die Zuhörer\*innen und Leser\*innen ihre eigenen idealen Zukunftsvorstellungen setzen können. Bei der Studioaufnahme war tatsächlich ein ad hoc zusammengewürfelter Chor anwesend, dessen Mitglieder alle gleichzeitig ihre Antworten einfügten: babylonische Sprachverwirrung und politisches Palimpsest in einem. Und da es heute um Utopie und die Aufhebung von Grenzen geht, sprengen wir ausnahmsweise den Rahmen einer Din A-Seite.

Wer sich das Ganze auch anhören will: <https://www.youtube.com/watch?v=mrBTM42DNzY>

Oder live (mit einem Alltags-Chor auf der Bühne):

[https://www.youtube.com/watch?v=5BQcL.BcZgm0&list=TLPQMjcwNDIwMjAfQz\\_flkprvw&index=2](https://www.youtube.com/watch?v=5BQcL.BcZgm0&list=TLPQMjcwNDIwMjAfQz_flkprvw&index=2)

### Was ist ist

Zwei Dinge sind unendlich:

Die Dummheit und das All

Kein . . . . . , nur . . . . . überall

Mehr . . . . . und . . . . . zu Hauf

Nur die Liebe und das Wetter hören nimmer, nimmer auf

Wir fordern etwas Abwechslung in unsrer Umlaufbahn

endgültige Befreiung von Newtons Schwerkraftwahn

keine Gravitätlichkeiten, Fliegen fällt sonst schwer

Schluss mit Kontinentendrift, Pangea wieder her

Was ist ist

Was nicht ist ist möglich

Nur was nicht ist ist möglich

Wir fordern mehr . . . . mit unsrem . . . . Charme

Mehr . . . . und . . . . , Birnen, Marzipan

Wir wollen noch mehr . . . . , Substanzen illegal

Kein Montagresteessen, 5-Sterne minimal

A first class-bonus ticket from . . . . to Berlin

eine Kiste mit Champagner, Bio-Wodka, Bio-Gin

ein Weltgebäude ohne Wände,

soviel Platz muss sein

einen Morgen ohne Kater, ohne Reue, nicht allein

Was ist ist  
Was nicht ist ist möglich  
Nur was nicht ist ist möglich

Wir fordern Sonnenuntergang fürs ganze Abendland  
Tanzvermögen, unerschöpflich, die Nacht danach ist lang  
ohne . . . . . und jenseits von Kritik  
einen völlig leeren Himmel, angereichert mit Musik

Wir schreiben schwarze Zahlen ins utopische Kalkül  
Wir fordern Fingerspitzen und das passende Gefühl  
Tagsüber auch die Sterne, mehr Sterne überhaupt  
Und heute schon die Gestirgen zum Untertagebau

Was ist ist  
Was nicht ist ist möglich  
Nur was nicht ist ist möglich

Wir wollen züngeln, zündeln, wandeln, tänzeln auf dem Grat  
bulimische Verschlankung für den ganzen Staat  
und . . . . keinen Kopfsalat  
Gefängnis für Hans Mustermann wegen Fälschung und Verrat

Wir fordern auch die Buchstaben zurück ins Alphabet  
Damit Unsereins im Babylon-Gestammel sich versteht  
Wir fordern . . . . . und . . . . .  
Die Musik muss endlich richtig laut damit uns jemand glaubt

Was ist ist  
Was nicht ist ist möglich  
Nur was nicht ist ist möglich

Blixa Bargeld &  
Einstürzende Neubauten

## Gedicht Nr. 21

Es gibt in der Literatur unzählige sogenannte Kunstfiguren, die im Werk ihrer Autoren immer wieder auftauchen. Herr K. bei Bertolt Brecht oder Manig bei Reinhard Lettau. Die Liste ließe sich fortsetzen. Meist führen diese Figuren in Prosatexten ihr poetisches Leben, aber unser heutiger Dichter, übrigens ein Bruder im Geiste vom vorgestrigen Autor, **Christian Morgenstern (1871 – 1914)**, hat in seinem lyrischen Werk gleich drei literarische Figuren zu einem einfallreichen Leben erweckt: Palmström, Palma Kunkel und Korf. Letzterer ist ein unermüdlicher Erfinder von Dingen, die man gar nicht für möglich gehalten hat: Witzen, die erst viele Stunden später wirken, korpulente Zimmerlüfte, Personenwaagen mit Musik usw. usf. Die Erfindung, die ich ihnen heute vorstellen möchte, wäre sicherlich ein Trost für uns alle, wenn uns das Korsett des 24stündigen Tages wieder in den Krallen hat und wir nicht wissen, wo die Zeit geblieben ist. Die Nachfrage dürfte groß sein.

Ebenfalls für unmöglich galt es lange Zeit, die sprachspielerischen Ergüsse Morgensterns zu übersetzen. Aber der Amerikaner **Max Knight** ließ sich durch dieses Etikett erst recht anspornen, denn, wie schreibt er selbst so schön im Nachwort zu seinen Übersetzungen: „Ich habe im Allgemeinen kein ausgeprägtes Bedürfnis, gepflegte Rasen zu betreten, wenn aber irgendwo ‚Betreten verboten‘ steht, fühle ich ein leichtes Zucken; ‚unübersetzbar‘ ist beinahe wie ‚verboten‘.“ Und so erscheint hier einmal das deutsche Original und auf der folgenden Seite die Übersetzung ins Englische. Viel Vergnügen!

### Die Korfsche Uhr

Korf erfindet eine Uhr,  
die mit zwei Paar Zeigern kreist  
und damit nach vorn nicht nur,  
sondern auch nach rückwärts weist.

Zeigt sie zwei, – somit auch zehn;  
zeigt sie drei, – somit auch neun;  
und man braucht nur hinzusehn,  
um die Zeit nicht mehr zu scheun.

Denn auf dieser Uhr von Korfen  
mit dem janushaften Lauf  
(dazu ward sie so entworfen):  
hebt die Zeit sich selber auf.

Christian Morgenstern

## **Korf's Clock**

Korf a kind of clock invents  
where two pairs of hands go round:  
one the current hour presents,  
one is always backwards bound.

When it's two - it's also ten;  
when it's three - it's also nine.  
You just look at it, and then  
time gets never out of line,

for in Korf's astute invention  
with its Janus-kindred stride  
(which, of course, was his intention)  
time itself is nullified.

Christian Morgenstern  
*Übersetzung: Max Knight*

**Gedicht Nr. 20**

**Friederike Mayröcker (\*1924)**, die Grande Dame der österreichischen Literatur, ließ sich 1969 von ihrem eigentlichen Brotberuf, sie war Englischlehrerin, beurlauben und seitdem schreibt sie und schreibt und schreibt. Die Liste ihrer Publikationen ist unüberschaubar und die ihrer Literaturpreise ebenso. Mit ihren 95 Jahren gehört sie dieser Tage eindeutig zur Risikogruppe, aber so jemand wie Mayröcker lebt größtenteils sowieso im Kopf und den Büchern. Letztere stapeln sich zusammen mit Briefen, Notizen, Manu- und Typoskripten in ihrer Wiener Wohnung in unvorstellbare und undurchschaubare Höhen, sodass sie in ihrer Schreibwohnung niemanden mehr empfängt. Sie selbst ist immer in schwarz gekleidet und besitzt trotz ihrer eher unzugänglichen und avantgardistischen Schreibweise längst Kultstatus und ist Ehrenbürgerin Wiens.

Das folgende Gedicht ist formal eher untypisch für sie, gehört aber wohl zu ihren Lieblingsgedichten, da sie es auf Lesungen immer wieder vorträgt. Inhaltlich tauchen viele Parameter ihres Werkes auf, vor allem die Natur. Und es kann uns vielleicht auch dazu verhelfen, innezuhalten angesichts eines blühenden Baumes in unserem Garten, dem Park gegenüber, auf dem Weg zum Bäcker, um sich zu besinnen auf das, was wirklich wichtig ist.

(Übrigens, das „sz“ ist kein Tippfehler, sondern eine Eigenart Mayröcker'scher Orthographie: ß = sz.)

**was brauchst du**

was brauchst du? einen Baum ein Haus zu  
 ermessen wie grosz wie klein das Leben als Mensch  
 wie grosz wie klein wenn du aufblickst zur Krone  
 dich verlierst in grüner üppiger Schönheit  
 wie grosz wie klein bedenkst du wie kurz  
 dein Leben vergleichst du es mit dem Leben der Bäume  
 du brauchst einen Baum du brauchst ein Haus  
 keines für dich allein nur einen Winkel ein Dach  
 zu sitzen zu denken zu schlafen zu träumen  
 zu schreiben zu schweigen zu sehen den Freund  
 die Gestirne das Gras die Blume den Himmel

Friederike Mayröcker

## Gedicht Nr. 19

Jetzt ist es endlich soweit: das erste Gedicht, das sich dem Sport widmet. Nachdem bereits die Mathematik zum Thema wurde, steht nun die Körperertüchtigung im Zentrum der lyrischen Aufmerksamkeit. Und wir haben einen wirklich kompetenten Dichter finden können: **Joachim Ringelnatz (1883 – 1934)**, der Seemann mit über dreißig Nebenberufen, der schließlich auf den Kleinkunsth Bühnen der Weimarer Republik seine Heimat fand. Seine zum größten Teil humoristischen Gedichte haben den Weg sogar in Schulbücher und hehre Gedichteditionen gefunden. Ein ganzes Buch mit „Turngedichten“ hat er verfasst und es da nicht so genau genommen mit den Sportarten. Neben Laufen, Turnen und Springen bekommen unter anderem auch Fußball und Boxen ironische Seitenhiebe ab. Ich habe mich für die klassischen Klimmzüge entschieden, die man auch in diesen Zeiten, wenn auch nicht an der schulischen Reckstange, so doch am heimischen Treppengeländer oder dem Schaukelgestänge im Garten vollziehen kann. Also, frisch ans schweißtreibende Werk! Körperertüchtigung à la Ringelnatz. Und das muss man erst einmal hinkriegen: „Schnäpse“ auf „Bizepse“ zu reimen! (Vielleicht findet seine Anleitung ja Eingang ins Sportcurriculum...)

### Klimmzug

Das ist ein Symbol für das Leben.  
 Immer aufwärts, himmelan streben!  
 Feste zieh! Nicht nachgeben!  
 Stelle dir vor: Dort oben winken  
 Schnäpse und Schinken.  
 Trachte sie zu erreichen, die Schnäpse.  
 Spanne die Muskeln, die Bizepse.  
 Achte ver die Beschwerden.  
 Nicht einschlafen. Nicht müde werden!  
 Du musst in Gedanken wännen:  
 Du hörtest unter dir einen Schlund gähnen.  
 In dem Schlund sind Igel und Wölfe versammelt.  
 Die freuen sich auf den Menschen, der oben bammelt.  
 Zu! Zu! Tu nicht überlegen.  
 Immer weiter, herrlichen Zeiten entgegen.  
 Sollte dich ein Floh am Po kneifen,  
 Nicht mit beiden Händen zugleich danach greifen.  
 Nicht so ruckweis hin und her schlenkern;  
 Das passt nicht für ein Volk von Turnern und Denkern.  
 Klimme wacker,  
 Alter Knacker!  
 Klimme, klimb  
 Zum Olymp!  
 Höher hinauf!  
 Glückauf!  
 Kragen total durchweicht.  
 Äh - äh - äh - endlich erreicht.  
 Das Unbeschreibliche zieht uns hinan,  
 Der ewigweibliche Turnvater Jahn.

Joachim Ringelnatz

## Gedicht Nr. 18

Bei aller verständlichen globalen Sorge um Hygiene und Infiziertenzahlen kann man fast vergessen, dass es noch ganz andere, mindestens ebenso drängende Gefahren gibt, gegen die man keine Impfung finden wird, sondern deren man, wenn überhaupt, nur mit radikalem Umdenken wird beikommen können. Anders als bei Covid-19, von dem wir noch nicht so recht wissen, wo es herkam, wissen wir bei der Klimaerwärmung ziemlich genau, woher sie kommt.

Heute ist Freitag und in Erinnerung an die gerade verständlicher Weise auf Eis gelegten *Fridays for Future*-Proteste soll das heutige Gedicht aus den 1970er Jahren vom Anfang des Jahres verstorbenen **Christoph Meckel (1935 – 2020)** daran erinnern, dass wir eben nicht „eine andere Erde“ im Schrank haben und sich nicht nur die Jungen, sondern immer mehr Menschen nicht den Mund verbieten lassen werden, denn die jetzige Krise zeigt ja, wie viel auf einmal geht an Zurückhaltung und Veränderung, wenn es direkt ans „Eingemachte“ geht. Nur leider haben nicht alle verstanden, dass es das bei Klima und globaler Erwärmung schon lange geht. Und was diese Krise betrifft, so führt uns die anhaltende Trockenheit deutlich vor Augen, dass es mehr bedarf, als die Welt für ein paar Wochen herunterzufahren, um eine globale Katastrophe ganz anderen Ausmaßes zu verhindern.

### Andere Erde

Wenn erst die Bäume gezählt sind und das Laub  
Blatt für Blatt auf die Ämter gebracht wird  
werden wir wissen, was die Erde wert war.  
Einzutauchen in Flüsse voll Wasser  
und Kirschen zu ernten an einem Morgen im Juni  
wird ein Privileg sein, nicht für viele.  
Gerne werden wir uns der verbrauchten Welt  
erinnern, als die Zeit sich vermischte  
mit Monstern und Engeln, als der Himmel  
ein offener Abzug war für den Rauch  
und Vögel in Schwärmen über die Autobahn flogen  
(wir standen im Garten, und unsre Gespräche  
hielten die Zeit zurück, das Sterben der Bäume  
flüchtige Legenden von Nesselkraut).

Shut up. Eine andere Erde, ein anderes Haus.  
(Ein Habichtflügel im Schrank. Ein Blatt. Ein Wasser.)

Christoph Meckel

## Gedicht Nr. 17

Das heutige Gedicht verschließt sich all denen, die keine Märchen kennen, oder besser gesagt: die „Aschenputtel“ von den Gebrüdern Grimm nicht kennen. Denn aus diesem sprachlichen und inhaltlichen Umfeld schöpft **Kerstin Hensel (\*1961)** in ihrem Gedicht aus dem Jahre 1991. Da sind der Leim, die Treppe, die Taube, die Schuhe, der Prinz und natürlich – „Ruckediguh“ – das Blut. Aber das Gedicht ist beileibe kein Märchen. Sein Titel scheint vielmehr in unsere jetzige Zeit zu passen, und auch wenn vor 30 Jahren noch niemand an Covid-19 gedacht hat, so entfaltet Hensels Text vor dem Hintergrund dieser weltumspannenden Pandemie eine ganz eigene, leicht bedrohliche Dynamik: „Heut kommen wir / Nicht davon.“ Wer hat gesagt, dass Märchen etwas für kleine Kinder sind?

### Fieberkurve

Sie haben die Treppe mit Leim bestrichen  
Den Fluchtweg, den Hinterausgang.  
Heut kommen wir  
Nicht davon. Heut fragen sie, wie wir uns  
Fühlen, legen ihre laue Hand auf  
Unsere laue Stirn: schuldig  
Vielleicht? Fühlt ihr euch  
Irgendwie schuldig nach uns? Nicht  
Dass wir wüssten, entgegenen wir schläfrig wie vor kommendem  
Fieber oder einfach nahe dem  
Gesunden Schlaf der Gerechten.  
Putteln in Aschen! Märchen! Ach  
Fragt nicht, unsere Geburt liegt  
In den Fuffzigersechzigern prinzenhaft heil.

Axillar, rektal gemessen: normal; oral mit mümmelnder  
Zunge ums Thermometer: Ruckediguh! Alles klingt  
Heut noch wie es am Ende immer  
Sich reimt. So wird ein Schuh draus.

Dann waren die Fragen ausgeblieben.  
Dann war der Rundgang beendet.  
Schluss der Visite. Exitus.  
Verwindung ohne Entzündung.  
(Man muss auch verlieren können, sagte der Prinz.)

Da schütteten sie ein schuldlosen Laken über uns aus.

Bis in unserem weißen Himmel eine weiße Taube aufsteigt und  
Herabfällt und steigt und uns anfällt und brüllt:  
RUCKEDIGUH!  
Bis die Kurve ansteigt und fällt und ansteigt  
Bis uns, rettend –  
BLUT IST IM SCHUH.

## Gedicht Nr. 16

Viele von uns waren in den sonnigen Osterferien sicherlich im Garten tätig. Wer denn das Glück hat, einen zu haben. Ist in diesen Zeiten ja Gold wert. Wer keinen hat, darf sich ebenfalls glücklich schätzen, denn er hat nicht mit dem unbezwingbaren Gewächs zu tun, das unser heutiger Dichter, nun ja, besingt. Immerhin hat er als Form das ehrwürdige und formal strenge Sonett gewählt. **Jan Wagner (\*1971)**, unser erster noch lebender Dichter, war die Überraschung der Saison 2015, als er als erster Lyriker überhaupt den Preis der Leipziger Buchmesse gewann für seinen Gedichtband *Regentonnenvariationen*. Allein für diesen Titel hätte er jeden Preis verdient, finde ich. Darin widmet er sich der Natur und zwar vorrangig der im eigenen Garten und der näheren Umgebung. Aber diese Gedichte entlocken dem altmodischen Thema unglaubliche Variationen, formal und inhaltlich. Gleich im Eingangsgedicht „giersch“ stellt er den Schrecken der Hobby- und Berufsgärtner als eine Art Untergrundkämpfer dar, dessen wuchernden und klanglich gegen Ende unüberhörbar über einen hinwegsprießenden Auswüchsen man sich nur ergeben kann. Vielleicht verhilft es ja beim nächsten Gartenaufenthalt zu einer dem Giersch gegenüber gelasseneren Haltung.

### **giersch**

nicht zu unterschätzen: der giersch  
mit dem begehren schon im namen – darum  
die blüten, die so schwebend weiß sind, keusch  
wie ein tyrannentraum.

kehrt stets zurück wie eine alte schuld,  
schickt seine kassiber  
durchs dunkel unterm rasen, unterm feld,  
bis irgendwo erneut ein weißes wider-

standsnest emporschießt. hinter der garage,  
beim knirschenden kies, der kirsche: giersch  
als schäumen, als gischt, der ohne ein geräusch

geschieht, bis hoch zum giebel kriecht, bis giersch  
schier überall sprießt, im ganzen garten giersch  
sich über giersch schiebt, ihn verschlingt mit nichts als giersch.

Jan Wagner

## Gedicht Nr. 15

Viele, die selber schreiben, trösten sich über ihre eigene Mittelmäßigkeit mit dem Wissen hinweg, dass poetische Reife Zeit braucht. Manchmal ist es aber auch umgekehrt, wie bei **Arthur Rimbaud (1854 – 1891)**, der in einem Alter, wo andere gerade einmal die ersten ernsthaften Versuche starten, die Feder hinwirft und der Poesie entsagt. Zwischen 17 und 19 hat er überwältigende Gedichte geschrieben, danach nie wieder etwas. Das mag mit seinem ganzen Wesen zusammenhängen, das kaum jemand so auf den Punkt gebracht hat, wie der ungarisch-deutsche Kunsthistoriker Arnold Hauser: „Ein [...] Tunichtgut, ein Tagedieb, ein durch und durch bösertiger, gefährlicher Mensch, der, von Land zu Land wandernd, sich als Sprachlehrer, Straßenhändler, Zirkusangestellter, Hafenarbeiter, landwirtschaftlicher Tagelöhner, Matrose, Freiwilliger der holländischen Armee, Mechaniker, Forschungsreisender, Kolonialwarenhändler und wer weiß was noch, durchbringt, sich irgendwo in Afrika eine Infektion zuzieht, in einem Spital von Marseille sich ein Bein amputieren lassen muss, um schließlich, siebenunddreißig Jahre alt, unter den furchtbarsten Qualen stückweise zugrunde zu gehen; ein Genie, das mit siebzehn Jahren unsterbliche Gedichte schreibt, mit neunzehn das Dichten vollständig aufgibt, [...] einer der Wegbereiter und, wie viele behaupten, der eigentliche Begründer der modernen Dichtung, der, als die Nachricht seines Ruhmes ihn in Afrika erreicht, von diesem Ruhm durchaus nichts wissen will und dafür ein *„merde pour la poésie“* übrig hat [...]“ Ich glaube, den hätte man nicht gern als Schüler gehabt...

Nun eines seiner Prosagedichte, und ich weiß nicht, wie es Ihnen geht, aber hier ist einmal ein deutsches Wort schöner als das französische: „Sommermorgenröte“. Ach...

### Morgenröte

Ich habe die Sommermorgenröte umarmt.

Noch rührte sich nichts an den Palästen. Das Wasser war tot. Die Schattenfelder verließen die Waldstraße noch nicht. Ich ging dahin und weckte den regen Atem der lauen Winde auf, und die Edelsteine lugten hervor und die Flügel hoben sich, ohne Laut.

Das erste Abenteuer war, auf dem Pfade, schon voll von neuem blassen Glanz, eine Blume, die mir ihren Namen sagte.

Ich lachte dem blonden Wasserfall zu, der von Stufe zu Stufe durch die Tannen herniederplätscherte: auf dem silbrigen Gipfel erkannte ich die Göttin.

Da hob ich die Schleier auf, einen nach dem anderen. Im Baumgang, mit schwingenden Armen. Hier und dort in der Ebene, wo ich sie dem Hahn verriet. In der großen Stadt, da floh sie zwischen den Türmen und Kuppeln der Kirchen hindurch; und laufend wie ein Bettler auf den marmornen Dämmen, jagte ich sie.

Hoch oben auf der Straße, nah bei einem Lorbeerhain, hab ich sie umwunden mit ihren zusammengerafften Schleiern, und ich hab ihren unendlichen Leib leise gefühlt. Die Morgenröte und das Kind fielen hin auf den Boden des Waldes.

Als ich erwachte, war es Mittag.

Arthur Rimbaud  
Nachdichtung von Walther Küchler

## Aube

J'ai embrassé l'aube d'été.

Rien ne bougeait encore au front des palais. L'eau était morte. Les camps d'ombres ne quittaient pas la route du bois. J'ai marché, réveillant les haleines vives et tièdes; et les pierreries regardèrent, et les ailes se levèrent sans bruit.

La première entreprise fut, dans le sentier déjà empli de frais et blêmes, éclats, une fleur qui me dit son nom.

Je ris au wasserfall blond qui s'échevela à travers les sapins: à la cime argentée je reconnus la déesse.

Alors je levai un à un les voiles. Ans l'allée, en agitant les bras. Par la plaine, où je l'ai dénoncée au coq. À la grand'ville, elle fuyait parmi les clochers et les dômes; et, courant comme un mendiant sur les quais de marbre, je la chassais.

En haut de la route, près d'un bois de lauriers, je l'ai entourée avec ses voiles amassés, et j'ai senti un peu son immense corps. L'aube et l'enfant tombèrent au bas du bois.

Au réveil, il était midi.

Arthur Rimbaud

**Gedicht Nr. 14**

Kaum ein Wert scheint höher zu stehen als der Friede. Aber was bedeutet das eigentlich: Frieden? Wir sind uns sicherlich alle einig, wenn wir sagen: Frieden bedeutet mehr als nur die Abwesenheit von Krieg. Gleichzeitig kann Frieden auch nicht bedeuten, dass jeglicher Streit, jeglicher Meinungskampf außen vorbliebe.

Der österreichische Experimental-Dichter **Ernst Jandl (1925 – 2000)** hat dieser Frage eine radikale Antwort hinzugefügt. Schon der Titel lässt zusammensetzen: „anleitung zum totalen frieden“, das weckt in uns nicht nur zufällig gewisse Assoziationen an eine ganz und gar nicht friedvolle Zeit. Und Jandl zeigt uns, was ein solches Unterfangen in letzter Konsequenz bedeutete. Das, was wir unter Freiheit und Demokratie, ja unter selbstbestimmten Leben verstehen, ließe sich mit einem solchen Frieden nicht vereinbaren.

**anleitung zum totalen frieden**

wer will  
sagen gehn  
den musst  
stumm machen

wer will  
hören gehn  
den musst  
taub machen

wer will  
sehen gehn  
den musst  
blind machen

wer will  
laufen gehn  
den musst  
lahm machen

wer will  
fliegen gehn  
den musst  
schwer machen

Ernst Jandl

## Gedicht Nr. 13

Na, haben Sie schon ein Haiku verfasst oder ein ‚Bildgedicht‘ kreiert? Momentan befinden wir uns ja auch auf einer sprachspielerischen Ebene. Dieser möchte ich heute eine weitere Spielart hinzufügen: Anagrammgedichte.

Anagramme sind Worte und Sätze, die durch Umstellen der Buchstaben eines gegebenen Wortes oder Satzes entstehen. In der Beschränkung liegt die Faszination: Es dürfen nur die vorhandenen Buchstaben verwendet und keines weggelassen oder hinzugefügt werden.

Dieses Verfahren ist Dekonstruktion des vorgegebenen Sinns, der Ausgangssatz wird in seine kleinsten Einheiten – die Buchstaben – zerlegt und diese in neuen Konstellationen zusammengesetzt. Gespielt wird mit dem Material der Buchstaben, ohne Rücksicht auf Sinngebung. Diese ist nachträglicher Effekt.

Aus Spaß kann auch Ernst werden. Niemand wüsste das besser als unsere heutige aus Berlin stammende Dichterin und Künstlerin **Unica Zürn (1916 – 1970)**. Nach ihrer Scheidung begann sie zu schreiben und zu malen und lebte bis zu ihrem Freitod mit dem surrealistischen Maler Hans Bellmer in Paris. Für sie wird das zunächst harmlose Vergnügen des Anagramm-Dichtens zur Obsession und – um der Vereinnahmung durch den Text zu entgehen – zum Abenteuer. Sie hat um die Gefährlichkeit des Anagramm-Dichtens gewusst: Der **Kreis** produziert, ist die **Krise** selbst. (Sie sehen die Kraft der Anagramme, auch **Amok** und **Koma** sind Anagramme.) Das unten stehende Anagramm-Gedicht zeigt auch die Meisterschaft Zürns, denn trotz der spielerischen Entstehung ist das Gedicht weit davon entfernt, nur eine Spielerei zu sein, sondern spiegelt ein Begehren in ihrer Suche wider, das sich immer wieder in Grenzen setzt.

Der Weg des Anagrammschreibens ist nicht ohne Reiz und wer täglich ein Anagramm in den Kalender schreibt, hat am Jahresende einen genauen poetischen Wetterbericht des eigenen Ichs. Versuchen Sie's mal. (Im folgenden Gedicht merken Sie auch die kleinen Tricks: Umlaute muss man kreieren (ae, ue, oe) und ein ß wird ersetzt durch ein doppeltes s. Satzzeichen sind frei verfügbar.)

### Ich weiss nicht, wie man die Liebe macht

Wie ich weiss, „macht“ man die Liebe nicht.  
 Sie weint bei einem Wachslicht im Dach.  
 Ach, sie waechst im Lichten, im Winde bei  
 Nacht. Sie wacht im weichen Bilde, im Eis  
 des Niemals, im Bitten: Wache, wie ich. Ich  
 weiss, wie ich macht man die Liebe nicht.

Ermenonville, 1959

Unica Zürn

## Gedicht Nr. 12

Beim gestrigen Gedicht kam die kleine Form ganz spielerisch daher. Beim heutigen offenbart sich in ihr die Meisterschaft des vielleicht größten *Haiku*-Dichters, den es je gegeben hat. *Haikus* sind die kürzeste Lyrikform der Weltliteratur, die sich seit dem 16. Jahrhundert in Japan entwickelt hat und sich bis heute einer großen Beliebtheit erfreut. Nicht nur in Japan, sondern auch in der ganzen Welt haben Dichterinnen und Dichter diese 17 Silben umfassende Form aufgegriffen und für ihre Zwecke adaptiert. Die meisten Deutschlehrerinnen oder -lehrer dürften in den Unterstufenklassen diese Form der Naturlyrik schon mal ausprobiert haben, denn sie ist sehr formalistisch, was ja dem kreativen Anfangsprozess durchaus entgegenkommt. Neben der vorgeschriebenen Silbenanzahl 5 / 7 / 5 = 17 sollte noch ein Wort vorkommen, das das Gedicht in eine Jahreszeit einbettet.

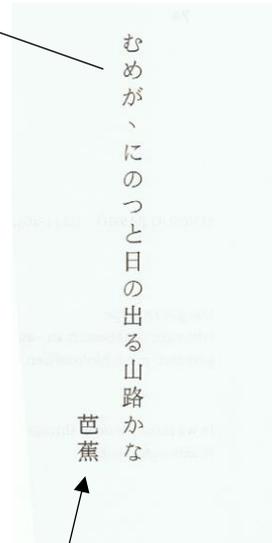
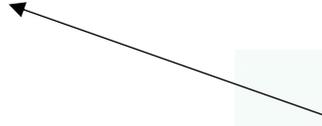
Ursprünglich hat sich das *Haiku* oder *Hokku* – denn der Begriff *Haiku* stammt aus dem 19. Jahrhundert und unser heutiger Dichter kannte ihn also noch gar nicht – aus den Kettengedichten entwickelt (den sog. *Waka* oder *Tanka*), die es seit dem 7. Jahrhundert gibt. Bei diesen antwortet jemand auf die ersten 5-7-5 Silben mit zweimal 7 Silben, worauf wieder 5-7-5 folgen, darauf 7-7 usw. Irgendwann entwickelte sich aus den ersten 5-7-5 Silben eine eigene Gedichtform – das *Haiku*. Wobei das mit den Silben so eine Sache ist, denn im Japanischen gibt es nur sog. *Moren*. Eine *Mora* entspricht bei uns einer kurzen offenen Silbe. Lange Vokale oder Diphthonge sind automatisch schon zwei *Moren*. Wenn man noch bedenkt, dass es im Japanischen auch keiner Artikel bedarf, dann kann man sich die Schwierigkeit beim Übersetzen vorstellen. Deshalb sollte man da auch nicht allzu puristisch sein, es kommt auf anderes an.

Unser heutiger Dichter **Matsuo Bashō (1644 – 1694)** verknüpfte diese Gedichtform mit einer *zen*-buddhistischen Haltung, um die Schwerelosigkeit des Augenblicks einfangen zu können. In seinem *Haiku* ist von der Pflaumenblüte die Rede, also haben wir es mit einem Frühlings-*Haiku* zu tun. Wie immer zuerst die Übersetzung, dann das Original, einmal in *Kanji* und in westlicher Umschrift (für die, die Japanisch können...).

Pflaumenblütenduft –  
mächtig bricht die Sonne hervor  
über dem Bergweg

Matsuo Bashō  
Übersetzung: Eduard Klopfenstein

Mume ga ka ni / notte hi no deru / yamaji kana



Matsuo Bashō



## Gedicht Nr. 11

Konkrete Poesie nannte man das, was seit den 50er Jahren von einigen deutschen und österreichischen Dichterinnen und Dichtern entwickelt worden war: Texte, die nicht nur über Worte einen Inhalt vermittelten, sondern auch über die äußere Form. Ganz neu war das nicht, schon im Barock gab es solche Versuche und natürlich hatte es ab 1916 den Dadaismus gegeben. Aber nach dem II. Weltkrieg musste man vieles wieder neu entdecken und entwickeln. **Ernst Kein (1928 – 1985)** war eigentlich ein Wiener Mundartdichter, der aber auch wunderbare Gedichte zum Anschauen geschrieben hat. Daher gibt's hier gleich zwei, ausnahmsweise...

La mer  
und  
el mar  
und  
the sea  
und  
das meer  
o gott das ist zu viel  
für mich in mei  
nem kleinen se  
gelboot

Ernst Kein

Un  
geach  
tetdes  
senwas  
aufihm  
geschieht  
gehtdergu  
temondnoch  
immerstil  
ledurch  
dieabend  
wolken  
hin

Ernst Kein

## Gedicht Nr. 10

**Vielleicht haben wir Zeit**

Vielleicht haben wir trotz allem Zeit,  
 um da zu sein und um gerecht zu sein.  
 Vorübergehend  
 starb gestern die Wahrheit,  
 und obgleich alle Welt es weiß,  
 verhehlt es alle Welt:  
 keiner hat ihr Blumen geschickt:  
 schon ist sie tot und keiner weint.

Vielleicht werden wir zwischen Vergessen und Kummer  
 kurz vor dem Begräbnis  
 die Gelegenheit  
 in Tod und Leben haben,  
 hinauszugehn von Straße zu Straße,  
 von Meer zu Meer, von Hafen zu Hafen,  
 von Gebirg zu Gebirg,  
 und vor allem von Mensch zu Mensch,  
 um zu fragen, ob wir sie umbrachten,  
 oder ob andere sie umbrachten,  
 ob es unsere Feinde waren  
 oder unsere Liebe das Verbrechen verübte,  
 denn längst ist die Wahrheit tot,  
 und wir können nun rechtschaffen sein.  
 Zuvor mussten wir kämpfen  
 mit Waffen obskuren Kalibers,  
 und wenn wir uns verwunden, vergessen wir,  
 wofür gekämpft wir hatten.

Niemals wusste man, von wem das Blut  
 herrührte, das uns einhüllte,  
 wir beschuldigten unaufhörlich,  
 unaufhörlich wurden wir beschuldigt,  
 sie litten und wir leiden,  
 und als sie schon gewannen  
 und auch wir gewannen,  
 war die Wahrheit gestorben  
 an Überalterung oder an Gewalt.  
 Jetzt kann man nichts mehr machen:  
 alle verlieren wir die Schlacht.

Mit der Wahrheit ist das ja so eine Sache. Es ist ja keine neue Erkenntnis, dass es **die** Wahrheit so gar nicht gibt. Aber in diesen sogenannten postfaktischen Zeiten mit alternativen und fake news sehnt man sich natürlich nach dem, was wahr und richtig ist. Aber vielleicht kommt es auf die eine Wahrheit gar nicht so an. Der chilenische Literatur-Nobelpreisträger **Pablo Neruda (1904 – 1973)** war ja in einer Zeit tätig, die auch schon von Grabenkämpfen um die sog. Wahrheit geprägt war. Eines seiner späten Gedichte zieht eine melancholische, aber auch hoffnungsvolle Bilanz. Vielleicht kommt es ja auf etwas ganz anderes an. Vielleicht...  
 Wie immer zuerst in der Übertragung von Erich Arendt, dann im Original.

Darum meine ich, wir könnten vielleicht endlich gerecht sein,  
 oder könnten endlich da sein:  
 uns bleibt diese letzte Minute  
 und dann tausend Jahre Ruhm,  
 nicht da zu sein und nicht wiederzukehren.

## Tal vez tenemos tiempo

Tal vez tenemos tiempo aún  
para ser y para ser justos.  
De una manera transitoria  
ayer se murió la verdad  
y aunque lo sabe todo el mundo  
todo el mundo lo disimula:  
ninguno le ha mandado flores:  
ya se murió y no llora nadie.

Tal vez entre olvido y apuro  
tendremos oportunidad  
un poco antes del entierro  
de nuestra muerte y de nuestra vida  
para salir de calle en calle,  
de mar en mar, en puerto et puerto,  
de cordillera en cordillera,  
y sobre todo de hombre en hombre,  
a preguntar si la matamos  
o si la mataron otros,  
si fueron nuestros enemigos  
o nuestro amor comentió el crimen,  
porque ya murió la verdad  
y ahora podemos ser justos.

Antes debíamos pelear  
con armas de oscuro calibre  
y por herirnos olvidamos  
para qué estábamos peleando.

Nunca se supo de quién era  
la sangre que nos envolvía,  
acusábamos sin cesar,  
sin cesar fuimos acusados,  
ellos sufrieron y sufrimos,  
y cuando ya ganaron ellos  
y también ganamos nosotros  
había muerto la verdad  
de antigüedad o de violencia.  
Ahora no hay nada que hacer:  
todos perdimos la batalla.

Por eso pienso que tal vez  
por fin pudiéramos ser justos  
o por fin pudiéramos ser:  
tenemos este último minuto  
y luego mil años de gloria  
para no ser y no volver.

Pablo Neruda

Zwei und zwei sind vier  
vier und vier sind acht  
acht und acht sind sechzehn  
Wiederholen! sagt der Lehrer  
Zwei und zwei sind vier  
vier und vier sind acht  
acht und acht sind sechzehn  
Aber da fliegt der Wundervogel  
am Himmel vorbei  
Das Kind sieht ihn  
das Kind hört ihn  
das Kind ruft ihn  
Rette mich  
spiel mit mir  
Vogel!  
Da schwebt der Vogel nieder  
und spielt mit dem Kind  
Zwei und zwei sind vier...  
Wiederholen! sagt der Lehrer  
und das Kind spielt  
der Vogel spielt mit ihm  
Vier und vier sind acht  
acht und acht sind sechzehn  
und wieviel sind sechzehn und sechzehn?  
Sechzehn und sechzehn sind nichts  
und erst recht nicht zweiunddreißig  
denn das gibt ja keinen Sinn  
also schwinden sie dahin  
Und das Kind hat den Vogel in seinem Pult versteckt  
und alle Kinder  
hören sein Lied  
und alle Kinder  
hören die Musik  
und nun verschwinden auch die Acht und Acht  
und die Vier und Vier und die Zwei und Zwei  
trollen sich  
und eins und eins sind weder eins noch zwei  
eins ums andre ziehn sie ab  
Und der Wundervogel spielt  
und das Kind singt  
und der Lehrer schreit:  
Wann hört ihr endlich mit dem Unsinn auf?  
Aber alle Kinder  
horchen auf die Musik  
und die Wände des Klassenzimmers  
sinken friedlich ein  
Und die Fensterscheiben werden wieder Sand  
die Tinte wird wieder Wasser  
die Pulte werden wieder Bäume  
die Kreide wird wieder Felsen  
der Federhalter wird wieder Vogel.

### Gedicht Nr. 9

Um es gleich vorweg zu nehmen: Ich habe gar nichts gegen Mathematik. Aber vielleicht erinnern wir uns alle noch daran – das können einige von uns sicher besser als andere – wie interessant die ganze Welt um uns herum war, nur nicht die Unterrichtsstunde, in der man gerade saß. Daran konnte sich auch **Jacques Prévert (1900 – 1977)** erinnern, als er dieses Gedicht veröffentlichte, da war er bereits 46 Jahre alt. Prévert hat viele berühmte Texte und Gedichte verfasst, aber eben auch zahlreiche kleinere für Kinder. Dies ist eines davon. Und da wir ja nun noch nicht wissen, ob und für wen es nach den Osterferien wie gewohnt (?) mit der Schule weitergehen kann, trösten wir uns damit, dass es sowieso Wichtigeres gibt.

Für alle, die in der Schule nicht aus dem Fenster geschaut und mit dem Vogel gespielt haben und daher Französisch können, kommt auf der zweiten Seite das Original.

Jacques Prévert

*Nachdichtung von Kurt Kusenberg*

## Page d'écriture

Deux et deux quatre  
quatre et quatre huit  
huit et huit font seize...  
Répétez! Dit le maître  
Deux et deux quatre  
quatre et quatre huit  
huit et huit font seize.  
Mais voilà l'oiseau-lyre  
qui passe dans le ciel  
l'enfant le voit  
l'enfant l'entend  
l'enfant l'appelle:  
Sauve-moi  
joue avec moi  
oiseau!  
Alors l'oiseau descend  
et joue avec l'enfant  
Deux et deux quatre...  
Répétez! Dit le maître  
et l'enfant joue  
l'oiseau joue avec lui ...  
Quatre et quatre huit  
huit et huit font seize  
et seize et seize qu'est-ce qu'ils font?  
Ils ne font rien seize et seize  
et surtout pas trente-deux  
de toute façon  
et ils s'en vont.  
Et l'enfant a caché l'oiseau  
dans son pupitre  
et tous les enfants  
entendent sa chanson  
et tous les enfants  
entendent la musique  
et huit et huit à leur tour s'en vont  
et quatre et quatre et deux et deux  
à leur tour fichent le camp  
et un et un ne font ni une ni deux  
un à un s'en vont également.  
Et l'oiseau-lyre joue  
et l'enfant chante  
et le professeur crie:  
Quand vous aurez fini de faire le pitre!  
Mais tous les autres enfants  
écoutent la musique  
et les murs de la classe  
s'écroulent tranquillement.  
Et les vitres redeviennent sable  
l'encre redevient eau  
les pupitres redeviennent arbres  
la craie redevient falaise  
le porte-plume redevient oiseau.

## Gedicht Nr. 8

Man kann sich das heute gar nicht mehr vorstellen, aber 1954 schaffte es eine junge österreichische Lyrikerin sogar auf die Titelseite des Nachrichtenmagazins *Der Spiegel* und wurde mit einem Schlag auch einem größeren Publikum bekannt. Ihr 1953 erschienener erster Gedichtband *Die gestundete Zeit* hatte großes Aufsehen erregt und im Laufe der Zeit sollte sie so ziemlich jeden Literaturpreis gewinnen (außer den Nobelpreis), auch den *Hörspielpreis der Kriegsblinden* für ihr Hörspiel *Der gute Gott von Manhattan*, das ja momentan Sternchenthema für das Basisfach Deutsch ist. Irgendwann merkte sie, dass der Literaturbetrieb und die darin agierenden Männer der weiblichen Perspektive eher die Dekorationsfunktion zugeordnet hatten und brach mit ihrer Königsdisziplin, der Lyrik, und schrieb nur noch Prosa, was ihr unzählige Kritiker, unter anderem Marcel Reich-Ranicki, übel nahmen. Aber ihr Roman *Malina* und das Fragment gebliebene *Der Fall Franziska* sowie ihre Erzählungen sind luzide und schonungslose Analysen der Geschlechterverhältnisse sowohl in den Kunst- als auch den Lebensverhältnissen der damaligen Zeit. Sie merken schon, sie gehört zu meinen ganz großen LieblingsschriftstellerInnen. Gestern erschien sie als Übersetzerin, hier und heute erscheint einer ihrer ganz berühmten Texte aus dem schon erwähnten ersten Gedichtband. Ein Text, der trotz seines Alters nichts von seiner Aktualität verloren hat.

### Alle Tage

Der Krieg wird nicht mehr erklärt,  
sondern fortgesetzt. Das Unerhörte  
ist alltäglich geworden. Der Held  
bleibt den Kämpfen fern. Der Schwache  
ist in die Feuerzonen gerückt.  
Die Uniform des Tages ist die Geduld,  
die Auszeichnung der armselige Stern  
der Hoffnung über dem Herzen.

Er wird verliehen,  
wenn nichts mehr geschieht,  
wenn das Trommelfeuer verstummt,  
wenn der Feind unsichtbar geworden ist  
und der Schatten ewiger Rüstung  
den Himmel bedeckt.

Er wird verliehen  
für die Flucht vor den Fahnen,  
für die Tapferkeit vor dem Freund,  
für den Verrat unwürdiger Geheimnisse  
und die Nichtachtung  
jeglichen Befehls.

Ingeborg Bachmann

**Gedicht Nr. 7**

Der Ostermontag ist ein Ort der Begegnung (die Emmaus-Jünger) und somit auch der Freude. Der aus Ägypten stammende italienische Dichter **Giuseppe Ungaretti (1888 – 1970)**, der als Wegbereiter der italienischen Lyrik in die Moderne gilt, hat seine erste Gedichtsammlung so genannt: *L'Allegria*. Darin finden sich vor allem Gedichte, die während des I. Weltkriegs entstanden sind, an dem Ungaretti als Soldat teilnahm. Einer Sammlung mit Gedichten aus der Zeit des Krieges einen solchen Titel zu geben, dazu gehört schon etwas, zumal das Wort selbst ja kaum übersetzbar ist, wie Ingeborg Bachmann, die Übersetzerin des heutigen Gedichts, selbst eine Dichterin höchsten Ranges, so schön schreibt: „*‘Allegria’ ist ein Wort, das man uns allerdings kaum zu erklären vermag. Hätten wir auch ein entsprechendes Wort, so fehlte uns doch – allegria. Das ist: Heiterkeit, Munterkeit, Freude... Eine Tempobezeichnung steckt auch darin; an das allegro in der Musik dürfen wir denken. Allegria gibt es bei Mozart, überhaupt manchmal in unserer Musik, aber sonst wohl kaum, weder in den Menschen, noch unter den Menschen. Es ist ein Fremdwort für uns und wird nie für eine Wirklichkeit stehen. Bei Ungaretti ist das Wort in seiner ganzen lichten Bedeutungsfülle eingesetzt. Darum wurde es auch mit dem für uns erfüllteren Wort ‚Freude‘ übersetzt. Freude, mit einem hellen Ton gedacht, Freude, die man in die Luft werfen kann und die einen geben macht, leben macht – ein Geschenk von niemand.*“

Und jetzt Ungarettis Gedicht aus dem Jahre 1918 zuerst in Bachmanns Übersetzung und danach im Original.

**Heiter**

Nach soviel  
Nebel  
enthüllen sich  
einer  
um den andern  
die Sterne

Ich atme  
die Frische  
aus der Farbe  
des Himmels

Ich begreife mich  
ein flüchtiges Bild

Hinter ein unsterbliches  
Licht geführt

Giuseppe Ungaretti  
Übersetzung: Ingeborg Bachmann

## Sereno

Dopo tanta  
nebbia  
a una  
a una  
si svelano  
le stelle

Respiro  
il fresco  
che mi lascia  
il colore del cielo

Mi riconosco  
immagine  
passeggera

Preso in un giro  
immortale

Bosco di Courton luglio 1918

Giuseppe Ungaretti

## Gedicht Nr. 6

Wer, wie der Dramatiker und Lyriker **Mario Wirz (1956 – 2013)** 1985 an HIV und Jahre später, 1994, an Lymphdrüsenkrebs und 2008 an einer weiteren Krebsart erkrankt, braucht wohl eine ganz besondere Einstellung zum Leben und Sterben, um diese Todesurteile so gut zu verkraften, dass er immerhin bis 2013 ein Leben im Zeichen von Krankheit und Hoffnung leben konnte. Das 1993 veröffentlichte Gedicht „Atemzüge“ zeugt, wie ich finde, von dieser Haltung und passt vielleicht gerade deshalb auch gut zum heutigen Ostersonntag. In diesem Sinne wünsche ich ein frohes Osterfest!

### Atemzüge

In jedem Atemzug sitze ich,  
ein dankbarer Reisender,  
von Station zu Station,  
ich bin unterwegs,  
frage nicht nach dem Ziel,  
welches Schicksal mir blüht,  
träume nicht von Dauer,  
feilsche nicht um Aufschub,  
bin in Bewegung,  
geduldig,  
auch in den schnellen Atemzügen,  
am Ende der Nacht,  
aufgewühlt,  
von einem Tag aus der Kindheit,  
der noch einmal aufgeht  
am gläsernen Himmel,  
ich lasse mich treffen  
vom Licht,  
in dem mein verlorener Schatz funkelt,  
Aufruhr und Stille,  
ich nehme sie an,  
alle Zeichen,  
auch auf den letzten Atemzug werde ich springen,  
gläubig,  
ein Reisender,  
immer.

Mario Wirz

## Gedicht Nr. 5

Eigentlich ist der Samstag in der Karwoche ja der trübste Tag. Während an den anderen Tagen Ereignisse stattfinden, auch wenn sie noch so furchtbar sind, ist der Samstag der Tag der Gewissheit, dass alles vorbei ist. Die Hoffnung ist auf einem Tiefpunkt angelangt.

Auch wir leben ja ein wenig in Zeiten, in denen alles stillsteht und Ungewissheit herrscht, wie es weitergehen soll. Da kommen die tröstenden Worte der jüdischen Dichterin **Rose Ausländer (1901 – 1988)**, die wie unser gestriger Dichter Paul Celan aus Czernowitsch stammte, vielleicht gerade recht, die uns an etwas erinnern, das auch in diesen Tagen vielerorts zu neuer Blüte erweckt wurde und hoffentlich nicht wieder in Vergessenheit gerät, wenn alles wieder anders ist: Zusammenhalt.

### Gemeinsam

Vergesst nicht  
Freunde  
wir reisen gemeinsam

besteigen Berge  
pflücken Himbeeren  
lassen uns tragen  
von den vier Winden

Vergesst nicht  
es ist unsere  
gemeinsame Welt  
die ungeteilte  
ach die geteilte

die uns aufblühen lässt  
die uns vernichtet  
diese zerrissene  
ungeteilte Erde  
auf der wir  
gemeinsam reisen

Rose Ausländer

## Gedicht Nr. 4

Ein weiteres Geburtstagskind, dessen Gedenken in diesen Tagen auch verloren geht: **Paul Celan** (1920 – 1970), vielsprachiger jüdischer Lyriker, der aus Rumänien stammte und nach dem II. Weltkrieg nach Paris floh und dort lebte, aber auf Deutsch schrieb (in der Sprache der Mörder seiner Mutter), hat in diesem Jahr nicht nur seinen 100. Geburtstag, sondern auch seinen 50. Todestag. Der Titel des heutigen Gedichts, „Tenebrae“, ist lateinisch und bedeutet „Finsternis“ und ist in der katholischen Liturgie die Bezeichnung für Nacht- und Morgengebet in der Karwoche, passt also zum heutigen Karfreitag.

### Tenebrae

Nah sind wir, Herr,  
nahe und greifbar.

Gegriffen schon, Herr,  
ineinander verkrallt, als wär  
der Leib eines jeden von uns  
dein Leib, Herr.

Bete, Herr,  
bete zu uns,  
wir sind nah.

Windschief gingen wir hin,  
gingen wir hin, uns zu bücken  
nach Mulde und Maar.

Zur Tränke gingen wir, Herr.

Es war Blut, es war,  
was du vergossen, Herr.

Es glänzte.

Es warf uns dein Bild in die Augen, Herr.  
Augen und Mund stehn so offen und leer, Herr.  
Wir haben getrunken, Herr.  
Das Blut und das Bild, das im Blut war, Herr.

Bete, Herr.  
Wir sind nah.

Paul Celan

## Gedicht Nr. 3

**Mascha Kaléko (1907 – 1975)**, in Galizien geboren, in Berlin gelebt, in die USA emigriert, nach Israel umgesiedelt und in der Schweiz gestorben, wusste durch ihr bewegtes Leben, das von Emigration und Flucht geprägt war, dass es keine wirkliche Sicherheit geben kann. Insofern passt ihr „Rezept“, das heutige Gedicht, vielleicht ganz gut in diese unsichere Zeit, auch wenn alles ganz anders ist als damals.

### Rezept

Jage die Ängste fort  
 Und die Angst vor den Ängsten.  
 Für die paar Jahre  
 Wird wohl alles noch reichen.  
 Das Brot im Kasten  
 Und der Anzug im Schrank.

Sage nicht mein.  
 Es ist dir alles geliehen.  
 Lebe auf Zeit und sieh,  
 Wie wenig du brauchst.  
 Richte dich ein.  
 Und halte den Koffer bereit.

Es ist wahr, was sie sagen:  
 Was kommen muss, kommt.  
 Geh dem Leid nicht entgegen.  
 Und ist es da,  
 Sieh ihm still ins Gesicht.  
 Es ist vergänglich wie Glück.

Erwarte nichts.  
 Und hüte besorgt dein Geheimnis.  
 Auch der Bruder verrät,  
 Geht es um dich oder ihn.  
 Den eignen Schatten nimm  
 Zum Weggefährten.

Feg deine Stube wohl.  
 Und tausche den Gruß mit dem Nachbarn.  
 Flicke heiter den Zaun  
 Und auch die Glocke am Tor.  
 Die Wunde in dir halte wach  
 Unter dem Dach im Einstweilen.

Zerreiße deine Pläne. Sei klug  
 Und halte dich an Wunder.  
 Sie sind lang schon verzeichnet  
 Im großen Plan.  
 Jage die Ängste fort  
 Und die Angst vor den Ängsten.

## Gedicht Nr. 2

Heute ein ganz leichtes Gedicht von einem ganz großen der amerikanischen Literatur: **William Carlos Williams (1883 – 1963)**. Das Gedicht eignet sich hervorragend, um es nach einer heimlichen Fressattacke an den heimischen Kühlschrank zu heften, in der Hoffnung, der Ärger von den übrigen Familienmitgliedern werde dadurch abgemildert.

Noch ein Filmtipp: Williams hat ein langes Gedicht (5 Bände!) geschrieben, das in der amerikanischen Stadt Paterson angesiedelt ist und auch so heißt. Und Jim Jarmusch hat 2016 einen wunderbaren Film gedreht, der **Paterson** heißt, ebenfalls in dieser Stadt spielt und von einem Gedichte schreibenden Busfahrer handelt, der ..., richtig: Paterson heißt. Gespielt wird der von Adam Driver. Also, wer Driver mag oder Gedichte oder Filme von Jim Jarmusch oder Filme, in denen nichts passiert, aber gerade deswegen ganz viel, oder alles zusammen, der oder die sollte sich den Film unbedingt anschauen.

Hier aber jetzt erst einmal das Gedicht von Williams. Zuerst in der Übersetzung und danach im Original.

### Nur damit du Bescheid weißt

Ich habe die Pflaumen  
gegessen  
die im Eisschrank  
waren

du wolltest  
sie sicher  
fürs Frühstück  
aufheben

Verzeih mir  
sie waren herrlich  
so süß  
und so kalt

William Carlos Williams  
*Übersetzung: Hans Magnus Enzensberger*

**This is just to say**

I have eaten  
the plums  
that were in  
the icebox

and which  
you were probably  
saving  
for breakfast

Forgive me  
they were delicious  
so sweet  
and so cold

William Carlos Williams

## Gedicht Nr. 1

Beginnen möchte ich mit dem Gedicht eines Geburtstagskindes, dessen lang vorbereitete Geburtstagsfeierlichkeiten ein wenig ins Wasser, um nicht zu sagen in den Neckar fallen. Die Rede ist von **Friedrich Hölderlin (1770 – 1843)**, der in diesem Jahr seinen 250. Geburtstag begeht und der eine Fülle von Gedichten geschrieben hat, die weit länger als eine Din A-4-Seite sind. Ich habe ein relativ kurzes, aber auch besonders trostreiches ausgesucht: eine reimlose Ode mit dem Titel:

### Abendphantasie

Vor seiner Hütte ruhig im Schatten sitzt  
Der Pflüger, dem Genügsamen raucht sein Herd.  
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im  
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl kehren itzt die Schiffer zum Hafen auch,  
In fernen Städten, fröhlich verrauscht des Markts  
Geschäft'ger Lärm; in stiller Laube  
Glänzt das gesellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen  
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müh' und Ruh'  
Ist alles freudig; warum schläft denn  
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;  
Unzählig blühn die Rosen und ruhig scheint  
Die goldne Welt; o dorthin nimmt mich  
Purpurne Wolken! und möge droben

In Licht und Luft zerrinnen mir Lieb' und Leid! –  
Doch, wie verscheucht von töriger Bitte, flieht  
Der Zauber; dunkel wird's und einsam  
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich –

Komm du nun, sanfter Schlummer! zu viel begehrt  
Das Herz, doch endlich, Jugend! verglühst du ja,  
Du ruhelose, träumerische!  
Friedlich und heiter ist dann das Alter.

Friedrich Hölderlin